

Vergänglichkeit und Melancholie

Zu einer Gemeinsamkeit bei Kohelet und Marc Aurel

1. Einleitung

Bereits bei einer ersten Lektüre lassen sich bemerkenswerte Parallelen zwischen dem alttestamentarischen Buch *Kohelet* (*Prediger Salomo*) und den *Selbstbetrachtungen* Marc Aurels feststellen. Sowohl der Prediger als auch der römische Kaiser unterstreichen die zyklische Bewegungsform des Kosmos und die irreversible Herrschaft der Zeit. Beide Denker setzen sich intensiv mit dem Fristcharakter des Todes und der Eingrenzung des menschlichen Handlungsspielraumes durch eine determinierende Instanz auseinander. Zudem drängt sich der Eindruck auf, dass Kohelets und Marc Aurels Reflexionen von einem tiefschürfenden Pessimismus durchzogen sind. Aufgrund ihrer desillusionierten Einsicht in die Vergänglichkeit des Irdischen scheinen Kohelet und Marc Aurel die Hoffnung auf eine eschatologische oder innergeschichtliche Heilsdimension zurückzuweisen.

Um diese sich vordergründig anbietenden Urteilkategorien sachhaltig überprüfen zu können, wird in dem vorliegenden Beitrag ein systematischer Vergleich zwischen beiden Denkern angestrebt, der sich in vier Sektionen gliedert. Die inhaltsorientierte Aufspürung gemeinsamer Motive und Handlungsempfehlungen hat dabei den Divergenzen im formalen Aufbau des Buches *Kohelet* und der *Selbstbetrachtungen* Rechnung zu tragen. Das in der Zeitspanne zwischen 250–190 v. Chr. entstandene Buch *Kohelet* stammt wahrscheinlich aus der Feder eines jüdischen Intellektuellen, der als Vertreter der Oberschicht im ptolemäisch beherrschten Jerusalem lebte. Es ist nach wie vor ein umstrittener Gegenstand der Forschungsdiskussion, inwieweit der Autor des *Kohelet*-buches in der Tradition der altorientalischen Weisheitsliteratur sowie im Kontext der Schöpfungstheologie des Jahwisten (vgl. Schmid 1974) zu verorten ist oder ob er vornehmlich die eudämonistischen Ataraxie-Konzeptionen der hellenistischen Philosophenschulen (vgl. Braun 1973) rezipierte. Da die Entstehungszeit des Buches *Kohelet* in der hellenistischen Epoche zu verorten ist, ist es jedoch keineswegs unwahrscheinlich, dass sich sowohl der *Kohelet*-autor als auch der römische Kaiser mit ähnlichen Quellen befassten (Skeptizismus, stoische Philosophie, Epikureismus). Die in diesem Aufsatz herauszuarbeiten-

den Ähnlichkeiten der ontologischen und zeittheoretischen Denkformationen könnten sich also auch aus der gemeinsamen Rezeptionsanlage ergeben.

Wie in der alttestamentarischen Forschung einhellig hervorgehoben wird, ist der Titel ›Kohélet‹ nicht als Eigenname zu verstehen und vielmehr als »Funktionsbezeichnung« (Birnbäum / Schwienhorst-Schönberger, 12) zu interpretieren. Die hebräische Wortwurzel *qhl* bezeichnet die Tätigkeit des Versammelns; der Terminus ›Kohélet‹ kann als feminine Partizipbildung ausgewiesen werden (vgl. Schubert 1989, 68). Es darf vermutet werden, dass Kohélet als Weisheitslehrer vor einem ausgewählten Schülerkreis predigte und »eine gewisse Autorität verkörperte« (Birnbäum / Schwienhorst-Schönberger 2012, 46).

Prima facie weist das Buch Kohélet keinen Gedankenfortschritt auf. Vielmehr kreist es in den im Rahmen der sogenannten ›Königstravestie‹ geschilderten Erfahrungen, in den referierten Glücksalternativen und in der Beleuchtung der sozialen Machtverhältnisse um das zentrale Motiv des Windhauchs (*hábäl*). Die wiederkehrende Zentralformel »Es ist alles [ganz] eitel« (vgl. Koh 1,2; Koh 2,17; Koh 2,26; Koh 4,16; Koh 6,9; Koh 8,10; Koh 8,14; Koh 11,8; Koh 12,8) entfaltet ihre Strahlkraft in einer fundamentalen Destabilisierung anthropozentrischer Absicherungsmodelle, einer unmissverständlichen Entgeschichtlichungstendenz und in der Beunruhigung theologisch-ethischer Heilsgarantien. Kohélet konfrontiert überlieferte Weisheitssprüche mit einer lebensweltlich ausgerichteten Überprüfung ihrer Richtigkeit. Ein weiteres stilbildendes Element besteht in dem virtuosen Spiel mit der fiktiven Identitätsinanspruchnahme als König Salomo (vgl. Koh 1,1; Koh 1,12–23).

Dennoch lässt sich eine klare Komposition erkennen, insofern Kohélet die zentralen Aussagen über den Kosmos, die Zeit und den Tod mit drei Lehrgedichten (vgl. Koh 1,2–11; Koh 3,1–8; Koh 12,3–7) einrahmt. Dass das Kohéletbuch einer stringenten Gedankenarchitektur unterliegt, zeigt sich in der Verwendung des vierfältigen Schemas antiker Rhetorik, das sich in die Aufbauprinzipien der *propositio* (Darlegung), der *explicatio* (Entfaltung), *refutatio* (Verteidigung) und *applicatio* (Anwendung) (vgl. Birnbäum / Schwienhorst-Schönberger 2012, 15) unterteilen lässt.¹ Zudem kann die Auffassung vertreten werden, dass sich zahlreiche Widersprüche des Kohéletbuches daraus erklären lassen, dass Kohélet eine intellektuelle Entwicklung durchläuft. Nachdem der anfängliche Versuch scheitert, sich als ›König Kohélet‹ (vgl. Koh 1,12–21) das maximale Glück durch eine Anhäufung äußerer Güter, die Erlangung zeitüberdauernden Nachruhms oder durch eine alle diesseitigen Phänomene durchleuchtenden Weisheit zu bereiten, zieht Kohélet eine pessimistische Bilanz (vgl. Stockhammer 1960). Erst indem Kohélet die göttliche Vorherbestimmung der menschlichen Le-

benzäsuren anerkannt hat, ihm die bisher verfochtene Vorrangstellung der Weisheit fraglich wurde und er die nivellierende Tragweite des Todes (vgl. Ortkemper 2016, 54–57) verinnerlicht hat, kann er die Refugien aktiver Handlungsgestaltung innerhalb eines im ewigen Wechselgeschehen von Vergessen, Niedergang und Neubeginn kreisenden Kosmos entdecken.

Wird dieses entwicklungsgeschichtliche Narrativ für die Interpretation des Koheletbuches zugrunde gelegt, lässt sich kontrastierend anmerken, dass im Falle der *Selbstbetrachtungen* nicht von einer solchen Kompositionsleistung ausgegangen werden kann. Die zwölf Bücher der *Selbstbetrachtungen* Marc Aurels wurden an verschiedenen Orten während der Germanenkriege (vgl. Demandt 2019, 183–271) in altgriechischer Sprache verfasst und waren ursprünglich nicht für die Veröffentlichung vorgesehen. Obgleich ausgewählte Schwerpunkte in einzelnen Büchern zu überwiegen scheinen, kann nicht von einer abschließenden und intendierten Einteilung gesprochen werden. Allein das erste Buch, in dem Marc Aurel die Lehrer seiner Jugend würdigt und sich für deren Einflussnahme auf seinen Lebensweg bedankt, setzt sich sachlich von den darauffolgenden Büchern ab. Dergestalt erscheint die Charakterisierung der *Selbstbetrachtungen* als einer Sammlung von Sentenzen und Aphorismen geeignet. Es ist also die Aufgabe des Interpreten, diejenigen Aufzeichnungen zu selektieren, die sich in einer thematischen Vergleichsanordnung fruchtbringend weiterdenken lassen.

So unumgänglich die Anwendung dieser Methode im Hinblick auf Marc Aurel ist, so problematisch erscheint sie zunächst hinsichtlich der Spezifik des Koheletbuches, da dieses die Gattungsformen der Weisheitslehre, der autobiographischen, fiktiv-ironischen Erzählung, der kommunikativen Diatribe und der moralischen Aufforderung in sich vereinigt (vgl. Birnbaum / Schwienhorst-Schönberger 2012, 17–20). Das Buch Kohelet ist durch eine polyperspektivische Abfolge von Thesen und Gegenthesen gekennzeichnet, deren vielschichtige Bedeutungsebenen nur durch einen textkritischen Kommentar erschlossen werden können.²

Um nichtsdestotrotz ein sachgerechtes Kontrastpotenzial gewinnen zu können, sollen allein jene Positionen des Predigers in einen inhaltlichen Zusammenhang mit Marc Aurels *Selbstbetrachtungen* gesetzt werden, die sich einerseits dem Koheletautor einwandfrei zuschreiben lassen und die andererseits augenfällige, gemeinsame Ausgangspunkte mit den Argumentationen Marc Aurels besitzen. In den folgenden Kapiteln soll die historische Chronologie insofern befolgt werden, als zuerst die als authentisch angenommenen, d.h. nicht ironisch gewendeten Überlegungen Kohelets zu einem übergreifenden Motivkomplex vorgetragen werden sollen. Anschließend sollen verwandte Ausführungen des rund vierhundert

Jahre später schreibenden Marc Aurels ermittelt und erläutert werden. Auf dieser Basis gliedert sich der vorliegende Beitrag in vier Hauptabschnitte:

Im *zweiten Kapitel* wird die Funktion und Bedeutung temporaler Wiederholungsstrukturen in den *Selbstbetrachtungen* und im einleitenden Kosmos-Gedicht des Kohelet-Buches ausgelotet. Ein besonderes Augenmerk soll auf die für beide Autoren prägende Verbindung zwischen dem ewigen Kreislauf auf der einen Seite und dem rastlosen Fluss des Werdens auf der anderen Seite gelegt werden. Zudem soll die frappierende Überschneidung der Metaphern und Dingsymbole thematisiert werden. Ein wesentlicher Topos der *Selbstbetrachtungen* wird durch Marc Aurels anhaltende Reflexionen über den transitorischen Gang der Dinge, über die Unbedeutsamkeit des sich verflüchtigen Ruhmes und über die permanenten Metamorphosen der All-Natur repräsentiert. Vor dem Hintergrund der Konstanz der *conditio humana* inszeniert die All-Natur eine endlose Erstreckung der gleichen Szenen, in der einzig die konkreten Gestaltwerdungen variieren.

Im *dritten Kapitel* soll erörtert werden, inwieweit nicht nur die Periodizität des Kosmos, sondern auch die menschlichen Handlungen bei beiden Denkern einem notwendigen Geschick unterworfen sind. Darauf aufbauend soll ergründet werden, ob die Einsicht in das kosmische Geschehen und die Umrandung des leitenden Akteurs bei Kohelet und bei Marc Aurel durch eine wahrheitsskeptische Grenzziehung verhindert wird oder durch einen Wandel der Erkenntnisart zu beheben ist.

Das *vierte Kapitel* leitet von der Frage nach der adäquaten Erfassung und Vorhersehbarkeit der innerweltlichen Wirkungszusammenhänge zur qualitativen Bewertung der Schöpfungsordnung über. In diesem Abschnitt soll die Spannung zwischen einer bei beiden Denkern vorzufindenden Gutheißung der Schöpfung und der kritischen Analyse einer unterschiedslosen Zuteilung sinnwidriger Erfahrungen besprochen werden. Es ist sowohl für Kohelet als auch für Marc Aurel kennzeichnend, die destruktive Zeitgebundenheit der Existenz in den Mittelpunkt zu rücken und die moralische Unvollkommenheit der Mitmenschen zu beleuchten.

Das *fünfte* und letzte Kapitel greift das im Iterationsmodell der Zeit besiegelte Vorlaufen in den Tod auf, das keine transzendente Verheißung gewährt. Es wird gezeigt, dass Kohelet und Marc Aurel den Kairos des Frohmuten und die augenblickserfüllte Aktivität als Sinnstiftung denken. In der Freude kann der Mensch seinen göttlichen Auftrag (Kohelet) respektive seine natürliche Bestimmung (Marc Aurel) verwirklichen und dem Nihilismus entrinnen. In diesem Kontext ist zu erfragen, ob Marc Aurel die stoische Doktrin ungeteilt übernimmt, wonach sich das Glück des Einzelnen vollkommen der inneren Einstellung verdankt und unabhängig von äußeren Einflüssen ist.

2. Nichts Neues unter der Sonne? Wiederholungsstrukturen bei Kohelet und in den *Selbstbetrachtungen*

2.1. Der ewige Kreislauf der Elemente und die Macht des Vergessens im Koheletbuch

Nach der Nennung des einleitenden Mottoverses und der eindringlichen Frage nach dem menschlichen Vorteil entfaltet Kohelet das Kosmos-Gedicht, das »mit dem Schlussgedicht 11,9–12,7 *den inneren Rahmen des gesamten Buches*« (Birnbaum / Schwienhorst-Schönberger 2012, 52) ausgestaltet. In diesem ersten Lehrgedicht wird die zweckfreie Verlässlichkeit und Regelmäßigkeit des kosmischen Kreislaufes in anschaulichen Naturbildern beschrieben:

Es ist alles ganz eitel, sprach der Prediger, es ist alles ganz eitel. Was hat der Mensch für Gewinn von all seiner Mühe, die er hat unter der Sonne? Ein Geschlecht vergeht, das andere kommt; die Erde aber bleibt immer bestehen. Die Sonne geht auf und geht unter und läuft an ihren Ort, dass sie dort wieder auf-gehe. Der Wind geht nach Süden und dreht sich nach Norden und wieder herum an den Ort, wo er anfing. Alle Wasser laufen ins Meer, doch wird das Meer nicht voller; an den Ort, dahin sie fließen, fließen sie immer wieder. Alles Reden ist so voll Mühe, dass niemand damit zu Ende kommt. Das Auge sieht sich niemals satt, und das Ohr hört sich niemals satt. Was geschehen ist, eben das wird hernach sein. Was man getan hat, eben das tut man hernach wieder, und es geschieht nichts Neues unter der Sonne. Geschieht etwas, von dem man sagen könnte: ›Sieh, das ist neu?‹ Es ist längst vorher auch geschehen in den Zeiten, die vor uns gewesen sind. Man gedenkt derer nicht, die früher gewesen sind, und derer, die hernach kommen; man wird auch ihrer nicht gedenken bei denen, die noch später sein werden. (Koh 1,2–11)

Die exegetische Ambivalenz des Gedichts wurde besonders in der neueren Forschung zurecht hervorgehoben. Für einen modernen Leser kann Kohelets Schilderung der entwicklungslos-beständigen Rückkehr der lebensschenkenden Elemente – der Sonne als Quelle des Lichts, des niemals anwachsenden Meeres und der Nord-Süd-Austausch des Windes – an den angestammten Ort »deprimierend« (Ortkemper 2016, 31) anmuten. Die naturhafte Unterbindung eines freiheitsgetragenen Anfangenkönnens scheint auch die menschliche Interaktion zu durchdringen, beschränkt den Veränderungswillen und lässt die Ausübung einer bewussten Gedächtniskultur fragil werden. Auf der Grundlage der Interpretationslinie eines zum Stillstand und zur tantalischen Unerfüllbarkeit verurteilten Daseins drängen sich pessimistische Assoziationen auf, die an Camus' Philosophie des Absurden (vgl. Camus 2000, 141–144) sowie an Schopenhauers »Rad des Ixion« (Schopenhauer 2017, 253) erinnern. So charakterisiert Walther Zimmerli die Hauptaussage des Gedichts anhand der Formel der »Sisyphusar-

beit eines in nicht abreißender Gleichförmigkeit fortgehenden, grundsätzlich unabschließbaren Geschäftes« (Zimmerli 1962, 147). Aarre Lauha registriert im Prolog des Koheletbuches eine »trotzlose Lebensanschauung«. Deren nihilistische Botschaft laute, dass das Leben »kein Ziel und keinen Zweck« (Lauha 2003, 36) habe.

Es ist allerdings zu berücksichtigen, dass die periodische Planetenbewegung in der antiken Philosophie – beispielsweise in Platons *Timaios* oder in der stoischen *Ekpyrosis*-Lehre³ – die Göttlichkeit des Alls dokumentieren sollte, in dem Ursprung und Ziel der welterhaltenden Dynamik zusammenfallen. Wenn der Schwerpunkt der Interpretation vornehmlich auf Kohelets Ewigkeitspostulat »die Erde aber bleibt immer bestehen« (Koh 1,4) gelegt wird, drückt sich in dem Gedicht die Selbstgenügsamkeit des Kosmos aus. Diese unbeeinflussbare Harmonie kann für den Einzelnen, der auf seinem Lebensweg der Ungewissheit einer eindimensionalen Zeitlichkeit unterworfen ist, durchaus eine beruhigende Wirkung besitzen. Der sich immer wieder und nach festen Zeiten ereignende Aufgang der Sonne garantiert, dass die Nacht und die Finsternis niemals die Oberhand gewinnen. Obzwar das Meer einen ununterbrochenen Wasserzustrom empfängt, wahrt es das vorgegebene Maß und tritt nicht über die Ufer.

Textimmanent wird diese positive Lesart eines natürlichen Balanceverhältnisses durch die direkt auf das Lehrgedicht folgende, die Gefahr des menschlichen Überbietungsstrebens verdeutlichende ›Königstravestie‹ flankiert. Der »König über Israel« (Koh 1,12) spricht zu sich selbst »ich bin herrlich geworden und habe mehr Weisheit als alle« (Koh 1,16) und ist in seiner Überzeugung »größer als alle, die vor mir zu Jerusalem waren« (Koh 2,9). ›König Kohelet‹ versammelt seltene Reichtümer und richtet sich eine vollständig nach den eigenen Vorstellungen modellierte Lebenswelt ein. Dennoch muss er schließlich eingestehen, dass die damit verbundene Selbstbezogenheit und der Glaube an die Verfügbarkeit des Glücks ihn in eine rastlose Pleonexie getrieben haben. Das ruinöse Verlangen, *alles* besitzen und genießen zu *müssen*, mündet schließlich in das verzweifelte Urteil »darum verdross es mich zu leben, denn es war mir zuwider, was unter der Sonne geschieht, dass alles eitel ist und Haschen nach Wind« (Koh 2,17). Auch der scheinbar allmächtige König muss anerkennen, dass er eingebunden ist in die Generationenabfolge vergehender und kommender Geschlechter. Dementsprechend belastet es den König, seinem Nachfolger den gesamten, mühsam erworbenen Besitz abtreten zu müssen (vgl. Koh 2,21).

Kohelets Aussage »Was geschehen ist, eben das wird hernach sein« (Koh 1,9) kann also auch bedeuten, dass selbst der übermenschliche Aufschwung des ›Königs Kohelet‹ zu monumentalen Bauten, die Pflanzung paradiesischer Gärten und der Genuss sämtlicher Augenblicksfreuden der

Schöpfungsordnung nichts grundlegend Neues hinzufügen können. Auch diese heroischen Taten werden einstmals der Vergessenheit anheimfallen. Das kosmozentrische Gesetz des Laufes der Sonne und des Wassers siegt über die anthropozentrische Megalomanie. Es lässt sich nicht gewaltsam in die von Seiten des Menschen gewünschte Richtung lenken:

Denn jedes Vorhaben hat seine Zeit und sein Gericht, und des Menschen Bosheit liegt schwer auf ihm. Denn er weiß nicht, was geschehen wird, und wer will ihm sagen, wie es werden wird? Der Mensch hat keine Macht, den Wind aufzuhalten, und hat keine Macht über den Tag des Todes, und keiner bleibt verschont im Krieg, und das gottlose Treiben rettet den Gottlosen nicht.⁴ (Koh 8, 8–9)

Wird das Gedicht als Ausdruck menschlicher Selbstbescheidung gedeutet, erschließt sich auch der epistemologische Aspekt des Textes. Hinter Kohelets Schilderungen, wonach sich das Auge niemals »satt sieht« (Koh 1,8), das Ohr sich nicht »satt« (Koh 1,8) hören kann und alles Reden niemals an ein Ende gelangt, könnte die skeptische These stehen, dass sich die wahren Zusammenhänge des Seins einer sinnlichen Wahrnehmung – und sei sie noch so aufmerksam und ausdauernd – nicht erschließen. Zudem lassen sie sich nicht im Medium der Sprache abbilden. Der Kosmos verläuft in geordneten Bahnen, weil sich das einstmals Kommende in der Vergangenheit als je schon Vollendetes aufgebaut hat. Dennoch ist die menschliche Erkenntnisfähigkeit mitsamt ihrem unstillbaren Wissensbedürfnis nicht in der Lage, den geheimnisvollen Sinn und die innere Kraft inmitten des ewigen Kreislaufes zu begreifen:

Ich richtete mein Herz darauf, zu erkennen die Weisheit und zu schauen die Mühe, die auf Erden geschieht, dass einer weder Tag noch Nacht Schlaf bekommt in seine Augen. Und ich sah alles Tun Gottes, dass ein Mensch das Tun nicht ergründen kann, das unter der Sonne geschieht. Und je mehr der Mensch sich müht zu suchen, desto weniger findet er. Und auch wenn der Weise meint »Ich weiß es«, so kann er's doch nicht finden. (Koh 8,16–18)

2.2. Die affektrelativierende Linderungsfunktion der Metamorphosen der All-Natur

Wie Kohelet entwirft auch Marc Aurel ein fundamentales Spannungsverhältnis zwischen der geschichtslosen Gleichförmigkeit der Weltordnung *einerseits* und der chronischen, das Dasein des Menschen radikal limitierenden Sukzessionszeit *andererseits*. Um die kosmisch-periodische mit der anthropologisch-linearen Zeitachse vermitteln zu können, nimmt Marc Aurel seinen Ausgang von dem Kombinationsnexus des in der jeweiligen Gegenwart Geschehenden. Im Minimalpanorama des Augenblicks sollen die Wirkungsgesetze des ewigen Zyklus des Seins aufgezeigt werden. Die

sen bewusst in der Gegenwart verwurzelten Ansatzpunkt reichert Marc Aurel mit der gegenläufigen Methode an, in der sich seine Einbildungskraft in die grenzenlosen Räume der Unendlichkeit aufschwingt. Aus dieser Perspektive soll die Nichtigkeit der irdischen Güter mit umso größerer Signalkraft erhellt werden.

Für Marc Aurels Selbstaufwurf zur Ataraxie ist von entscheidender Bedeutung, dass die in der Gegenwart möglicherweise begegnenden Negativ- wie Positiverfahrungen jedweden erschütternden Einfluss verlieren sollen.⁵ Daher argumentiert Marc Aurel, dass sie sich qualitativ weder von den in der Vergangenheit eingetretenen Rückschlägen unterscheiden werden noch von dem Leidenspotenzial künftiger Ereignisse abweichen können. Die affektauslösende und urteilstrübende Herrschaft augenblickshaft-flüchtiger Vorgänge soll durch die kosmologisch fundierte Wiederholungsebene des Bekannten und Vertrauten relativiert werden. In der Aufzeichnung Nr. 1 aus dem VII. Buch der *Selbstbetrachtungen* erreicht Marc Aurel die größtmögliche Nähe zum Prediger. Auch Marc Aurel verwendet die für Kohelet charakteristische Formulierung, dass »nichts Neues unter der Sonne« (vgl. Koh 1,9) geschehe:

Was ist Schlechtigkeit? Das, was du so oft gesehen hast. Du mußt dir überhaupt bei allem, was geschieht gegenwärtig halten: »So etwas habe ich ja schon oft gesehen!« Überhaupt wirst du bei allem Auf und Ab [der Dinge] stets dasselbe finden, wovon die Geschichten der alten, mittleren und neuen Zeit voll sind, wovon jetzt die Städte und Häuser widerhallen. Nichts Neues unter der Sonne. Alles wohlbekannt und von kurzer Dauer! (Marc Aurel 1932, 84)

Diese augenblickszentrierte Betrachtungsart wählt Marc Aurel auch in der Aufzeichnung Nr. 14 des II. Buches. In dieser Sentenz weiß sich Marc Aurel von der existenziell-therapeutischen Absicht geleitet, dem Menschen die Angst vor dem Tode zu nehmen. Entsprechend bekräftigt Marc Aurel, dass der Einzelne im Tod allein die jeweilige Gegenwart verlieren könne, da niemand jemals in der Vergangenheit oder in der Zukunft gelebt habe (vgl. Marc Aurel 1932, 18). Gleichzeitig sucht Marc Aurel einen hybriden Beharrungswillen auf der endlosen Verlängerung des Lebens zu problematisieren. Der römische Philosophenkaiser betont unter einem metaphysischen Gesichtspunkt, dass das erreichte Lebensalter irrelevant sei. Aufgrund der kreisförmig-periodischen Allbewegung und der immer gleichen Denkpräferenzen und Lebensläufe der Menschen sei bereits das junge Individuum in der Lage, alle überhaupt möglichen Szenarien zu erkennen. Durch die Betonung der werthafte Indifferenz des unverbrüchlichen Wechsels kann der Aufzeichnung Nr. 28 des IX. Buches zufolge ein Standpunkt der Ruhe gewonnen werden:

Die Kreisläufe des Kosmos sind immer dieselben: auf und nieder von Ewigkeit zu Ewigkeit. Und entweder richtet sich die Vernunft des Alls auf jedes einzelne Ding – wenn das so ist, nimm ihren Antrieb [deinerseits] auf – oder sie hat ein für allemal den Anstoß gegeben, während alles andere nur infolge einer Nebenwirkung geschieht... denn gewissermaßen sind es Atome oder unteilbare Dinge. Überhaupt: wenn eine Gottheit die Welt regiert, ist alles gut; wenn aber der Zufall herrscht, darf doch darum dein Leben nicht gleichfalls ein Spiel des Zufalls sein! Bald wird uns alle die Erde verhüllen, dann wird sie sich ebenfalls verwandeln, und jenes [Neue] wird sich ins Unendliche wandeln, und dies wieder ins Unendliche. Denn wenn jemand das Übereinanderwogen und die Schnelligkeit der Wandlungen und Veränderungen bedenkt, wird er alles Vergängliche verachten. (Marc Aurel 1932, 129f.)

Wie bei Kohelet entspringen die ›Kreisläufe des Kosmos‹ bei Marc Aurel nicht allein einer naturhaften Antriebskraft. Dass eine Unterordnung des Geschichtlichen unter die Regentschaft des Kosmos möglich ist, ergibt sich auch aus dem begrenzten Aktionsradius der *conditio humana*. Um das überschaubare Spektrum menschlicher Verhaltensweisen zu verdeutlichen, ruft Marc Aurel im Stück Nr. 27 des X. Buches das Gleichnis des Schauspiels auf, das die ewige Wiederkehr der gleichen Szenen allegorisiert:

Dauernd bedenken, wie alle solche Ereignisse, wie sie jetzt geschehen, auch früher geschahen, und bedenken, daß sie auch ferner geschehen werden. Und dir ganze Dramen und Szenen, eine ähnlich wie die andere, soviel du auf Grund eigener Erfahrung und aus der älteren Geschichte kennengelernt hast, vor Augen stellen, wie z.B. den ganzen Hofstaat des Hadrian, den ganzen Hof des Antoninus, den des Philippus, des Alexander, des Krösus! Denn alle jene Szenen waren im Grunde ganz dieselben wie heute; nur die Schauspieler waren andere. (Marc Aurel 1932, 147)

3. Das kosmische Fatum und die Grenzen der menschlichen Weisheit

3.1. Die Unverfügbarkeit der lebensprägenden Gegensätze in Kohelets Zeit-Gedicht

Das bereits im Kosmos-Gedicht anklingende Motiv eines den menschlichen Absichten und Entscheidungen entzogenen, lebenskonstituierenden Wandlungsgeschehens wird im berühmten Gedicht über die Zeit (Koh 3,1–8) aufgenommen. Das Gedicht schließt sich in der Textkomposition unmittelbar an die ›Königstravestie‹ an. Indem es – ähnlich wie das Kosmos-Gedicht – die Geworfenheit des Menschen anerkennt und die Unverfügbarkeit elementarer Stimmungen in das Zentrum rückt, bildet es ein markantes Gegengewicht zu den gescheiterten, egozentrischen Versuchen

›König Kohelets‹, sich alles zu verschaffen, »was meine Augen wünschten« (Koh 2,10). Stattdessen befürwortet der geläuterte Weise Kohelet nunmehr die Auffassung, dass es die in »Gottes Hand« (Koh 2,24) liegende Ordnung der Zeit ist, die alles Seiende erscheinen und vergehen lässt. Im Rückbezug auf das Kosmos-Gedicht bedeutet dies, dass auch der Aufgang der Sonne und der Weg des Windes dem nicht gänzlich zu durchschauenden Maß der Zeit unterworfen sind. Die Macht der Zeit umgreift die administrativ-politischen Entscheidungen über Freundschaft und Feindschaft, gewährt den rechten Augenblick der sozial-rituellen Praktiken und eröffnet die wesentlichen Stadien des persönlichen Lebensweges. Diese temporale Totalität spiegelt sich im Zeit-Gedicht anhand der Gegenüberstellung signifikanter Gegensatzpaare wider:

Ein jegliches hat seine Zeit, und alles Vorhaben unter dem Himmel hat seine Stunde: geboren werden hat seine Zeit, sterben hat seine Zeit; pflanzen hat seine Zeit, ausreißen, was gepflanzt ist, hat seine Zeit; töten hat seine Zeit, heilen hat seine Zeit; abbrechen hat seine Zeit, bauen hat seine Zeit; weinen hat seine Zeit, lachen hat seine Zeit; klagen hat seine Zeit, tanzen hat seine Zeit, Steine wegwerfen hat seine Zeit, Steine sammeln hat seine Zeit; Herzen hat seine Zeit, aufhören zu Herzen hat seine Zeit; suchen hat seine Zeit, verlieren hat seine Zeit; behalten hat seine Zeit, wegwerfen hat seine Zeit; zerreißen hat seine Zeit, zunähen hat seine Zeit; schweigen hat seine Zeit; lieben hat seine Zeit, hassen hat seine Zeit; Streit hat seine Zeit, Friede hat seine Zeit. (Koh 3, 1–8)

Weit davon entfernt, die Zeit als formale Abgrenzungseinheit der Bewegung, als innerpsychischen Erlebnisfluss oder gar als subjektiv-apriorische Anschauungsform zu fassen, avanciert sie bei Kohelet zu einer schicksalhaften Entbergungsinstanz, in der sich die »Werke Gottes« (Koh 7,13) herauschälen. Die Koordinaten der Geburt und des Todes, die Reaktionen auf die ihm begehrenden Trauerfälle und die Gründe für die Auflösung seiner Beziehungen kann der Mensch nicht durch eine aktive Zielsetzung beeinflussen:

Was da ist, ist längst mit Namen genannt, und bestimmt ist, was ein Mensch sein wird. Darum kann er nicht hadern mit dem, der ihm zu mächtig ist. Denn je mehr Worte, desto mehr Eitelkeit; was hat der Mensch davon? Denn wer weiß, was dem Menschen nützlich ist im Leben, in seinen kurzen, eitlen Tagen, die er verbringt wie einen Schatten? Oder wer will dem Menschen sagen, was nach ihm kommen wird unter der Sonne?²⁶ (Koh 6,10–12)

Obzwar sich für ihn in Dunkelheit hüllt, »was [...] nützlich ist im Leben« (Koh 6,12) und er nicht über jenen richten kann, »der ihm zu mächtig ist« (Koh 6,10), so ist der Einzelne dem Geschick der Zeit nicht ohnmächtig ausgeliefert. Eine große Überschneidung zwischen dem Zeit-Gedicht und der stoischen Philosophie Marc Aurels bezeugt sich nämlich darin, dass das